

*Ein Poem von Kiane L'Azin, vorgetragen am 11.11.2021 anlässlich  
des 50. Jubiläums der VHS Oberberg*

### **Auf dem Land**

Nach all dem Hadern  
dem Weggehen  
und dem Wiederkommen  
der Ablehnung der Orte hier,  
dem Idyll, so allgegenwärtig,  
und der Fassade  
habe ich beschlossen  
dieser Text muss ehrlich sein,  
sonst funktioniert er nicht.  
Wär' nur eine Geschichte  
von vielen.  
Die Dielen knarzen unter meinen Füßen,  
weil sie das in alten Häusern eben tun.  
Meine geballten Fäuste sind  
genauso alt  
wie diese Häuser.  
Für alles, was hinter den Kulissen passiert.  
Hinter geschlossenen Türen.  
Verschlossenen Leben.  
Wo manche Generation der nächsten  
nichts mehr zu geben hat.  
Wo auch nichts mehr zu holen ist,  
was noch irgendjemand haben wollte.

Ich sollte einfach gehen, dachte ich damals.  
Und immer wieder sagt man es mir  
heute noch.  
Leute, die ich lange kenne,

sagen mir,  
dass ich schließlich wusste,  
worauf ich mich einlasse.  
Ich, die zurückgekehrt ist.  
Dass ich kein Recht habe  
hier zu hassen,  
weil ich nicht zurücklasse  
und woanders mein Glück suche.  
Doch das ist nicht so einfach.

Wir, die Künstlerinnen dieser Orte,  
wir sind alle zwischen den Zeilen.  
Da, wo man nicht verweilen kann,  
wo man immer auch kämpfen muss,  
sich auseinandersetzen.  
Hetzen von einem Auftrag zum nächsten,  
versuchen klarzukommen.  
Ankommen, so ganz,  
kann ich hier wohl nicht.  
Zu viel ist passiert.  
Das Gesellschaftsspiel,  
das ich nie verstanden habe,  
ist still und heimlich  
weitergelaufen.  
Immer noch dieselben Menschen  
an denselben Orten

Ich muss aufpassen,  
dass meine Vorurteile  
mir die Wege nicht verbauen,  
die ich hier noch gehen könnte,  
wenn ich es nur zulasse.  
(Dafür sollte ich nicht hassen.)  
Einfach mal schauen ist schwierig,

wenn man glaubt, schon alles zu kennen.  
Der Esel auf meinem Weg schnaubt mich an  
und wendet mir den Hintern zu.  
Die Motten und die Fliegen  
und die verdammten Pferdebremsen  
kommen ins Haus,  
in die Zimmer,  
jagen mich raus,  
um zu sehen, wie Kultur auf dem Land wirklich ist.  
Nicht nur in meinem Kopf,  
voll mit Vorurteilen.

Die Leute suchen  
nichts bestimmtes.  
Sie suchen einfach  
irgendwas  
und können oft nicht fassen,  
dass sie fündig werden.  
Es gibt kaum Infos irgendwo  
zentral.  
Man sucht und sucht,  
der eine hat kein WhatsApp,  
die andere kein Instagram.  
Und was ist eigentlich TikTok?  
Am Ende ist Glück, wer wo auftaucht,  
wer was mitkriegt,  
und ob das, was man findet, tatsächlich gefällt.  
Manchmal hat man hier das Gefühl,  
man ist schon besonders,  
nur weil man existiert.  
Aber womöglich bin das nur ich.

War das nur ich.  
Kunst an diesem Ort bleibt unter sich.

Und ich gehörte nicht dazu.  
Bleibt unter sich.  
Verbindlich.  
Sie schotten sich nicht ab,  
werden nur einfach  
nicht gehört,  
und reden lieber miteinander.  
Ich habe lange gebraucht,  
um das zu verstehen.  
Dass man einfach so dazugehören kann.  
Nur durch reden.  
Für die, die das wollen,  
für mich, ist das der Garten Eden.  
Die fremden Wohnzimmer,  
die immer auch Arbeitsorte sind.  
Ateliers  
und Schreibzimmer.  
Gitarren an den Wänden,  
gutes Essen und Chaos.  
Buntes,  
lautes Leben.  
Manche von ihnen sind ohne Geräusche laut.

Oft ist es leise und dunkel auf dem Land.  
Man kann die Sterne sehen  
und jeder weiß,  
wer nachts um eins  
mit dem Motorroller nach Hause kommt.  
Ich stecke in meiner Haut fest,  
wünsche mich fort,  
noch mehr Sterne,  
bin am Ende enttäuscht von mir selbst.  
Und nicht von dem Ort.

Die Sonne ist nicht gelb.  
Strahlend weiß ist sie,  
verheißt mehr und Meer und Stillstand.  
Und stetige Bewegung,  
ohne dass wir sie bemerken.  
Wie wir um sie kreisen,  
manchmal wird mir schlecht bei dem Gedanken  
manchmal beruhigt er mich.  
Es gibt Dinge, die ich  
besser ignoriere.  
So wie Blicke.  
All die Meinungen  
über Kunst  
und die Idee, es wäre in Ordnung,  
Menschen ganz nah zu kommen,  
nur weil sie laut sprechen.  
Brechen wir das auf.  
Kunst ist für alle da.  
Die, die sie schaffen,  
nur für sich.  
Mein Gesicht im Kameralicht  
nimmt mir nichts weg.  
Den Dreck  
krieg ich trotzdem ab,  
egal wo ich bin.  
Stadt.  
Land.  
Egal welche Wand mich umgibt.  
Ich hab es so satt angefasst zu werden.  
Selbst jetzt,  
wo wir uns seit anderthalb Jahren  
nicht anfassen sollen,  
sind es dieselben,  
die es trotzdem tun.

Weil sie es gut meinen.  
Sie wollen nett sein.  
Doch nett ist die kleine Schwester von scheiße.  
Kunst unterstützen ist einfacher.  
Kauft T-Shirts.  
Und CDS.  
Bücher.  
Und Bilder.  
Vom Schulterklopfen Fremder  
ohne vorher zu fragen  
lässt sich die Miete nicht zahlen  
(Grad waren Wahlen.  
Da lässt sich auch helfen,  
damit solche Dinge gehen  
wie Miete zahlen.  
Kinder und Jobs,  
und die Klimakatastrophe  
überleben.)  
Ich weiß nicht genau,  
ob Kunst machen  
auch eine Wahl haben  
ist.  
Kunst ist prekär,  
so sehr,  
dass ich ganz erstaunt war  
für ein Gedicht bezahlt zu werden.  
Steuergelder. Spenden.  
Schneide mir die Kunst aus den Rippen  
und den Lenden,  
jahrelang,  
und hoffe, dass ich irgendwann vorankomme,  
genau wie alle anderen.  
Warten darauf entdeckt zu werden,  
suchen,

aktiv,  
graben uns ein,  
Verwandlung,  
und wieder aus.  
Raupe Nimmersatt andersrum.  
Kunst ist Entbehrung,  
aber nicht auf die romantische Art.  
Eher  
auf die gigantische Art.

Keine Künstlerin will arm  
und Zigarette rauchend  
in der Pariser Kellerwohnung sitzen.  
Sie muss halt.  
Verschwindet im eigenen Klischee.  
Dann lieber  
den See auf dem Land.  
Aber auch da ist es ja kaum mehr bezahlbar.  
Ich sah meine neuen  
Künstlerfreunde  
in den alten Häusern  
in den engen Dörfern.  
Wo sie ihr Ding  
in ihrem Rahmen machen.  
Ihr Leben,  
ihren Alltag,  
ihre Kunst.  
Mein Traum sieht ein bisschen verhunzt aus.  
Ein bisschen  
neben der Spur.  
Die Uhrzeit stimmt nicht.  
Ja, wir liegen nachts wach,  
aber für Kunst  
sind wir viel zu müde.

Kunst heißt auch  
tagsüber „arbeiten“.  
Prekär arbeiten.  
Zusammenarbeiten  
auch,  
weil es nicht anders geht,  
und wir über jeden Kopf froh sind,  
der sich nicht schüttelt  
über uns.

Die Künstler, sie rütteln  
kräftig  
am Selbstverständnis der Bürgerlichen  
Wenn man sich meine Herkunft ansieht,  
bin ich das auch,  
eine Bürgerliche.  
Doch für die Kunst  
muss man damit brechen  
und alle Brücken ab.  
Die Schere ist weit zwischen dem,  
was auf der Vernissage gezeigt wird,  
und dem echten Kontostand.  
Hier ist es ähnlich,  
jetzt und hier,  
wo ich stehe,  
für die Schule fürs Volk auf dem Land.  
Wer kann sich schon  
100 Euro  
für einen Schreibkurs leisten.

Ich möchte Steine schmeißen  
auf die Bourgeoisie,  
aber sie bezahlt mich.  
Alles wie immer.



Sie bezahlt ohnehin selten genug,  
also bleibt Raum,  
die Situation anzuprangern.  
Kaum Mut natürlich,  
in Zeiten des Shitstorms  
an kleinen Orten,  
wo jeder weiß, wo du wohnst.  
Aber genug Gutes,  
um echt im Herzen zu bleiben  
und in den Worten  
ganz ab von den Orten  
jetzt,  
um das zu wagen,  
Dinge zu sagen,  
wenn man mich denn lässt.  
Den Entwurf gabs vorab.

In all dem Anti und Gegen  
geht nur:  
Zusammen.  
Paradox.

Boomer reißen die alten Lagerhallen ab,  
in denen wir geprobt haben,  
und machen Wohnungen draus.  
Ü20 kriegt ein bisschen Platz  
in Laufnähe  
und die Teenies  
eine Skaterampe im Park  
Es mangelt an Raum  
zwischen  
güllegesättigten Feldern  
und den Geldern  
der subventionierten Großunternehmen.

Kein Hangeln  
von Gig zu Gig mehr.  
Der eine Jugendladen  
hat dicht gemacht.  
Der andere  
macht nur im Coronasommer auf.

Mir bleibt nichts übrig als  
für die Kinder zu reimen.  
Die Heuschrecke schreckt auf.  
Und die Hühner picken den Wurm,  
bevor der Sturm ihr Haus abreißt.  
Ich beiß mir von innen auf die Wange,  
um nicht unbelegt Quichotte zu zitieren.  
Glaub nicht mal, dass der gegen Windmühlen kämpft,  
oder hoffe,  
dass er es nicht tun muss,  
weil er gesunden Abstand hat.  
Gesund und Abstand  
hat ja immer noch die gleiche Bedeutung,  
auch wenn unsre Leben sich verändert haben.  
Die gleichen Beben  
erschüttern unsre Welt.  
Wir müssen neu suchen,  
was uns gefällt  
und vielleicht  
nicht allzu viele Leute verprellt,  
hier,  
wo es gefühlt gar nicht so viele Leute gibt.

Insgesamt ist es gar nicht so ländlich hier.  
Viel veränderlicher,  
als es einigen lieb ist.  
„So ist das auf dem Land“

oft eine faule Ausrede,  
im langsam Rumgelebe,  
das man gar nicht aufgeben muss.

Traktorenmotoren  
landübliche Emissionen  
der Hund, der seinen eigenen Schwanz fängt  
die Katze kotzt ins Hochbeet  
der einzige Zug fährt nicht  
Kirchturmglocken schallen  
und Schlagermusik hinterher  
eine Wand, an der man sich den Kopf einschlägt  
wenn man kein Brett vor dem Kopf hat  
Wände ohne Ende  
je nachdem  
Kein Bier vor vier gibts hier nicht  
Hier ist Frühschoppen  
hat wahrscheinlich auch einen Grund.

Doch eigentlich ist Kunst überall  
Ein Schwall voller Jugendbands, die es immer noch irgendwo gibt  
ich bin mir sicher  
oder hoffe es sehr  
die sich neu gründen  
nur weil sie können  
nach einer Pandemie  
die kleinen Ausstellungen in den Schulfluren  
die dieses eine Kind ermutigen

und die alten Gruselgeschichten  
die genauso wichtig sind  
im Zelt erzählt mit Taschenlampen und dunkler Stimme

Kunst und Kultur gehen nur gemeinsam

gegeneinander  
und mit  
gemeinsame Schritte  
ob man will oder nicht  
das kann auch richtig gut laufen  
wichtig sein  
für die Künstlerinnen  
die man in dem ominösen Früher nicht gesehen hat  
unbeschriebene Blätter  
sind gar nicht so leer wie wir dachten

Und manchmal brauchte es den Impuls aus der Stadt  
aus Enge und Eindrucksüberfluss  
da, wo man satt ist,  
sein sollte,  
aber Kunst gibt es eben nie genug.  
Und satt macht faul.  
Einem geschenkten Gaul...  
also nahmen wir ihn an.  
Auf dem Land.  
Wo sich Fuchs und Hase.  
Wir entschieden uns nicht gegen Tiermetaphern.  
Das war klar.  
Es gibt mehr hier als Tiere.  
Auch wenn man es erfinden muss.  
Wenn sich zehn Leute, die sich vorher nicht kannten,  
beim selben Namen nennen.  
Große Gruppen Menschen,  
die Kunst machen.  
Zusammen lachen,  
fünfundzwanzig Jahre Spanne,  
all die Orte  
all die Lebensläufe,  
in denen wir für diese Zeit

vor allem aufeinander zu laufen  
Aufeinander  
Miteinander  
aneinander reiben  
So muss es sein.  
So muss Kunst sein.  
Kunst ist nie allein, egal, wo sie ist.  
Stattdessen eng und verschwitzt  
auch ganz ohne Wolkenkratzer  
und enge Hinterhöfe  
Künstlerinnen gehen barfuß am Fluss  
Und arbeiten ein Viertel Jahr gratis,  
bauen ganze Leben  
neben ihre eigene Zeit  
und verlieren sich niemals wieder ganz aus den Augen  
Sie konnten schon kaum glauben sich gefunden zu haben  
Die Schauspielerin und der Maler  
der Musiker und die Fotografin  
die Clownin, die Tänzer,  
die Schriftstellerin

Was ist hier anders als überall sonst  
wir sind nicht besonders  
nicht mehr als nebenan  
an allen Orten die gleichen  
bräsigen Strukturen  
und die Uhren ticken nur langsam,  
wenn man sich das leisten kann.